

Schnut — Eine Geschichte aus der Steinzeit

Ottomar Enking. Illustriert von Fritz Koch-Gotha

Als hier der Wald noch ...

Als hier der Wald noch mächtig wipfelte und wogte ...

Jetzt hat das Meer die Herrschaft über dieses Gebiet gewonnen, das Meer und der Sturm aus Nordwest. Immer wieder riß er die immer wieder keimenden und sich entfaltenden Blätter herunter, bis die Zweige es müde wurden, neue zu treiben.

Und das Meer, dem der Sturm so eifrig Vorschub leistete, fraß und fraß Erdkrume, Hügel und Niederung und machte alles gleich und bequem für sein eigenes Weitergleiten.

Tief sickerte es in den Boden ein und vergiftete mit seinem Salz die Wurzeln, so daß ihre Fasern nicht mehr saugen konnten.

Und dann wühlten und mahlten die Wellen und umspritzten das abgestorbene Holz; es verlor seinen Halt und stürzte um.

Und Wind und Welle, Wellen und Winde vollendeten ihr Werk, und was ehemals fruchtbar war, das breitet sich nun verödet hin.

Wurzelstöcke und Stümpfe gewaltiger Eiben, Eichen, Buchen und Föhren ragen mit seltsamer Gebärde, ja, wie mit verzweifelt ausgestreckten Armen aus dem weißen Sande und den Wassern empor.

Um sie herum aber zwischen leeren Muscheln, versteinerten Austeruschalen, verkieselten Korallen, Schwämmen, Seeigeln, zwischen den Bernsteinbrocken, die mit dem Tang ans Ufer geschwemmt werden, da sind vieltausendfältig die Zeugen dafür aufzuheben, daß es einst ein lebhaftes menschliches Sichregen und Bewegen gab, wo jetzt nur die Krabbe und die junge Scholle scheu dahinflitzen.

Da liegen, aus dem Flint geschlagen, gespalten und gesplittert, die Werkzeuge und Waffen derer, die ihr Dasein auf diesem verwandelten und versunkenen Boden führten, — in Schönheit und Häßlichkeit, in Treue und Untreue, in Lüge und Wahrheit, mit Jauchzen und mit Tränen, genau wie wir es heute tun, wir, von denen auch nicht viel mehr übrig bleiben wird als von den längst vergangenen Geschlechtern.

Als hier, wo jetzt das Meer seinen Schaum aufwirft, der Wald noch rauschte ...

Erst war er stätelos, nur in seinen Gipfeln horstete es, dann stieß das Tier vor und durchwanderte den Farnen, aus dessen Dickicht kaum der gewaltige Elch heraus schauen konnte.

Zuletzt aber trat der Mensch auf und begründete in der gründämmerigen Wirnis die Stätte, indem er liebte und tötete.

Denn der Ort, wo er geliebt und getötet hatte, hielt ihn geheimnisvoll fest. Die Seufzer des bezwungenen Weibes, das Stöhnen des niedergeschlagenen Feindes hafteten in den Ästen über ihm, und er möchte die ihn umflingenden Erinnerungen an seine Siege nicht missen. Er siedelte sich auf dem Plage an, den er sich durch seine Kraft errungen und zu eigen gemacht hatte, er fühlte, was es heißt: ein Besitztum schaffen und es behaupten.

Und selbst, wenn er seinen Atem ausgehaucht hatte, verließ sein Geist nicht die Stätte, sondern segnete und fluchte auch fürderhin, wie er es im Leben getan hatte. Und die Nachkommen spürten Glück und Segen der Ahnen und erwiesen den Schattten, die sie über ihren Häuptern schweben sahen, Ehre und Ehrfurcht.

Ja, als hier der Wald noch seine stolzen Wipfel trug ...

Bei Mutter Fürbötters Brennofen.

In der Pötterwiek, am äußersten Ende des Dorfes, nahe bei den Lehmgruben herrschte aber ein Getriebe!

Mutter Fürböter machte ihrem Namen wahrlich keine Schande, unablässig mußten ihr die beiden Knechte, — ihre Unfreiheit kennzeichnete das geschorene Haupt, — die dicken Kloben herbeischleppen, und sie heizte damit eigenhändig den doppelt mannshohen, aus Granitsteinen errichteten Ofen, zu dessen oberem Loche heraus Rauch und Lohe gen Himmel schlugen.

„Ja, mein Klein Blooming,“ sagte Mutter Fürböter während dieser Arbeit zu einer jungen Frau, die mit ihrem Kindchen auf dem Arme dabeistand und zusah, „für dich sorgt dein lieber Mann. Was hat er dir wieder für ein hübsches Dachsfell geschenkt, nein, wie steht dir das einmal nett! Ja, aber so eine arme Witwe wie ich? Alles muß ich selber machen, denn

richtiger Verlaß ist ja auf keinen Menschen. Und man will das schöne Geschäft doch nicht herunterkommen lassen, nicht wahr? Mein Mann selig hat die Vötereie schon von seinem Vater geerbt und immer mehr hoch gebracht, wir hatten unser schönes Auskommen und konnten uns was gönnen. Er wollte uns gerade ein gemüthliches großes Mohrhaus bauen, da schlicht ihm das alte böse Schwein den Leib auf. Und weißt du, mein Blooming, wieder heiraten? Ach, die Männer heutzutage, da steckt kein Treu und Glauben mehr drin. Liebe Zeit, man ist ja sonst noch nicht schrumpelig, wahrhaftig nicht, man hat ja noch seine angenehmen Seiten! — Sie wiegte sich selbstgefällig hin und her, so daß ihre wohlgerundeten körperlichen Reize ins rechte Licht kamen. — „Aber schließlich, man hat seine sieben Kinder in die Welt gesetzt, ich meine, das ist genug, wenn auch nur drei davon übrig geblieben sind. — Was ist das wieder für schäbiges Holz, was ihr mir da bringt!“ schalt sie auf die Knechte ein. „Das hat ja keine Hitze in sich, da werden die Löpfe ja nie gar davon. Gebt euch Mühe beim Sammeln, ihr, sonst kriegt ihr es mit mir zu tun!“ Scheu duckten sich die Sklaven vor ihrem erhobenen Arm, entwichen rasch und verschwanden im Unterholze, das rings die Lichtung bedeckte.

Mutter Fürböter wandte sich wieder zu ihrem Besuche:

„Die Kerls hab' ich mir neulich gekauft, als unser König den schönen Zug gemacht hatte und so viele Gefangene mitbrachte. Sie wären sonst beim Opferfest geschlachtet worden, aber meinst du, das Volk ist dankbar dafür, daß man ihm das Leben gerettet hat? Faule Kröten! Jeden Tag müßten sie ihre Prügel haben! Aber unser eins ist ja viel zu gutmüthig. — Na? Willst du schon gehen? Ja, dann grüß deinen lieben Mann vielmals und lück bald mal wieder vor; dann trinken wir mal eine schöne Rumme Meth zusammen, wenn die Hochzeit von unserm König erst vorbei ist, daß ich mehr Zeit habe.“ Die junge Frau lächelte freundlich zum Abschied, schob das Fell herab, legte ihr Kind an die Brust und ging ein Lied summend von dannen.

Neues und besseres Holz, unter dessen Last sie stöhnten, hatten die Hörigen aufgestöbert; Mutter Fürböter übergab es seiner

Bestimmung, die Töpferwaren, die im Ofen glühen, fertig zu brennen. Dann, als sie eine wahre Höllenglut entfacht hatte, lehnte sie für eine Weile die Steinplatte gegen das Feuerloch und musterte ihre übrigen Arbeiter. Das waren, wie der unbefschnittene Haarwuchs zeigte, freie Männer, die nur bei ihr in Lohn und Brot standen.

Einer knetete den Lehm und setzte ihm groben Sand zu, ein anderer hatte einen Stock in einen Holzfloss gesteckt und drehte ihn um sich selbst, daß die Scheibe, die oben befestigt war, schnell kreifte. Und auf dieser Scheibe wirkte der Töpfer: aus dem Lehmklumpen entstand ein Krug, dem er mit Geschick seine Buchtung und seinen doppelten Randansatz verlieh, um ihn dann auf erhöhtem Plaze zunächst der freien Luft zum Trocknen auszu setzen.

Gleich klatschte er wieder den braunen Stoff auf das feuchte Brett und begann sein Schaffen aufs neue.

Mutter Fürböter schmunzelte, als sie sah, wie flink das ging.

„Ja, das muß man dir lassen, Huulewulf,“ lobte sie, „du verdienst dir deinen Schinken und willst nichts umsonst haben. Ich bin mit dir zufrieden. — Aber, Schnut!“ — und sie drehte sich zu einem noch nicht lange dem Knabenalter erwachsenen Jüngling um, der auf einem Grassaufen saß, einen Topf vor sich auf den Knien hielt und mit einem spitzen Stein eine Kante in den Ton ritzte, — „Schnut! Was machst du wieder? Mein, der Jung! Immer hat er es mit den Zierraten! Das hält aber doch bloß auf!“ Sie trat näher und besah sich das Gefäß, das die Ausschmückung erfahren hatte, und sie konnte nicht anders: die Kante aus Strichen und Punkten erregte ihr Wohlgefallen, das sie denn auch ehrlich äußerte:

„Feiner sieht es aus, das ist nun einerlei, da kann der König gut draus trinken! Was er wohl sagen wird, wenn er das zu sehen bekommt? Bist ja mein lieber Schnut, es geht dir manchmal nur nicht für genug von der Hand. Du hast immer allerlei im Kopf, was sonst keinem einfällt.“

„Laß mich doch, schadet ja nichts, Mutter“, erwiderte der Junge, indem er sinnend auf den Krug blickte und hier und

Schnut mag es nicht
leiden, wenn alle Köpfe
so kahl sind



da noch eine Verbesserung anbrachte. „Ich mag es nicht leiden, wenn die Köpfe alle so kahl sind.“

„Denn man zu, tu, was du willst,“ meinte Mutter Fürbötter, „du bist ja nun mal anders als die anderen. Aber wo sind die bloß hin? Seit heute morgen hab’ ich sie nicht zu sehen gekriegt.“

„Truspan wollte Butten schießen, und Sünnoog sammelt Eier“, antwortete Schnut.

„Ja, da könnten sie aber doch längst wieder hier sein,“ seufzte die Mutter. „Ich hab’ schon solchen Hunger, und die Leute müssen bald ihr Abendbrot haben!“

So redete Mutter Fürbötter, aber ihre Hände waren ebenso wenig müßig wie ihr Mundwerk. Sie griff tüchtig zu, wo sie es für nötig hielt, und wenn sie ihre Umgebung auch fortwährend anspornte, so ging sie ihr gleichzeitig mit dem besten Beispiel voran. Die Reihe der Krüge und Schalen wuchs auf der Nasenbank, und der Ofen schluckte die getrockneten Gefäße eines nach dem anderen. Dazwischen machte die Hausfrau flache Steine heiß, bestrich sie mit Gerstenteig und backte auf die Art dünne Kuchen, die sich von selbst ablösten, wenn sie hart geworden. Dann schichtete Mutter Fürbötter sie zwischen großen Blättern auf, das sah appetitlich aus, und den Knechten lief bei dem Anblick das Wasser

um die Zähne zusammen. Aber einstweilen, solange die Zukost an Fischen und Eiern fehlte, gab es noch nichts. Mutter Fürbötter konnte die Brotknabbererei bei der Arbeit nicht ausstehen.

Da wurden die Wacholderbüsche, die nicht weit von der Köpferei aufragten, zur Seite gebogen, und eine schlanke, schmale weibliche Gestalt trat in die Werkstätte.

Sie war noch sehr jung und hatte große blaue Augen. Ihre Arme waren bloß, während ihr Körper sonst von oben bis unten in ein enganliegendes schwarzes Fell gehüllt war. Das falbe Haar fiel wie ein Mantel darüber bis an die Hüften, und um die Stirn trug sie eine rote Bastbinde, die in der Mitte einen dunklen runden Amulettstein einfaßte.

Sie bot, indem sie feierlich und nicht frei von einer Gezwungenheit ihrer Bewegungen die Hände hob, den Gruß:

„Hertha schütze euch!“

Mutter Fürbötter und die Ihrigen fielen auf die Knie und verharreten so, bis die Priesterin ihnen winkte aufzustehen.

Da fand Mutter Fürbötter auch ihre Sprache wieder.

„Nein!“ rief sie, „Solche Ehre! Unsere Herthastochter! Jung,“ damit stieß sie Schnut an, der zu der Priesterin hinstarrte, „hol’ den Klob aus der Ecke, damit sich unser Besuch hinsetzen kann. —

Entschuldige, liebe Herthastochter, er weiß sonst ganz gut, was sich gehört."

Inzwischen hatte Schnut das Stammstück über das Gras gerollt bis zu der Priesterin, die ihn freundlich anblickte und dankend Platz nahm.

Mutter Fürböter stand vor ihr. Den Arbeitern hatte sie ein Zeichen gegeben, daß sie sich nicht aufhalten lassen sollten, Schnut aber, die Finger am Mund, wandte kein Auge von der eigenartigen Erscheinung, um die für ihn etwas Heiliges schwebte.

"Ich wollte mich nur erkundigen," hub jetzt die Priesterin an, "ob dein Töchterlein noch von dem Husten geplagt wird."

"Nein! Ganz und gar nicht", entgegnete Mutter Fürböter. "Gleich nachdem unsere Herthastochter ihr neulich die Hand auf die Brust gelegt hat, war er wie weggeblasen."

"Das freut mich", sagte die Priesterin.

"Ja, unsere Herthastochter tut Wunder", beteuerte Mutter Fürböter. "Seitdem wir sie hier haben, ist das ganze Dorf gesund!"

"Die Göttin ist gnädig durch mich, liebe Frau, ich selbst bin ein Menschenkind wie alle andern und habe nur die Kraft, die sie mir verleiht. — Und Schnut?" Sie sah jetzt den Jungen an, der zusammenzuckte und vor Verlegenheit errötete.

"Ach, das ist ein guter Junge," nickte die Mutter, "er hat ja ein bißchen was Wunderliches an sich, aber ich laß' ihm allermeist seinen Willen. Für Jagd und Fischfang ist er bis jetzt weniger. Nun, das kann ja denn sein Bruder Truspan besorgen. Er hat es nun einmal mit dem Künstlichen."

Mutter Fürböter wies auf die Krüge mit den eingeritzten Worten und fuhr fort:

"Alles, was er in die Hände kriegt, daraus muß er so ein bißchen Besseres machen. Du kannst es mir glauben, Herthastochter, da kommen schon viele und bestellen eigens Töpfe bei mir, weil da so hübsche Ranten daran sind. Das hat man früher gar nicht gekannt."

"So soll er nur seiner Neigung nachgeben und Schönes schaffen", sprach die Priesterin, und ihre eigentümlich tiefe Stimme bekam einen weicheeren Klang. "Es tut den Menschen wohl, wenn sie ihre Augen

an etwas Gefälligem ergötzen. Hertha segne deinen Sohn."

Mutter Fürböter puffte Schnut in den Rücken:

"Schnell! Knie wieder hin!"

Aber die Priesterin wehrte ab und stand auf. Schnut verharrte eine Weile in halbgebeugter Stellung, bis er sich dann auf Herthastochter ermunternden Blick hin aufrichtete.

"Aber du willst doch nicht schon gehen, Herthastochter?" fragte Mutter Fürböter bestürzt. "Und das, ohne bei mir was gegessen und getrunken zu haben? Schnut! Hol' rasch ein paar Mustern aus dem Keller! Die sind ganz frisch, Truspan hat sie erst gestern abend mitgebracht. Flink!"

Aber die Priesterin schüttelte den Kopf:

"Du mußt nicht böse sein, liebe Frau, wenn ich deine Gastfreundschaft heute nicht annehme. Ich habe noch mancherlei im Dorfe zu tun. Die Göttin sei mit euch." Damit ging sie, immer eine Würde betonend, die ihrer Jugend nicht entsprach, und Mutter Fürböter begleitete sie unter einem Dankeschwall für die angetane Ehre bis zu den Wacholderbüschen.

Herthastochter wandelt durch das Dorf.

Weit durch den Wald hin mit seinen natürlichen Lichtungen und künstlichen Rodungen erstreckte sich das Dorf, das sicherlich seine tausend Bewohner zählte.

In überdachten Gruben hausten die Armen, die Reichen aber hatten sich feste Hütten aus Stämmen, Lehm und Rohr erbaut. Einzeln und voneinander abgesondert lagen die Behausungen, nur das Rindvieh weidete gemeinsam auf dem großen ovalen Plan gen Osten außerhalb des Dorfes. Jede Wohnung wurde von Hunden bewacht, die mit Gebell dafür sorgten, daß nicht einmal der bestbekannte Nachbar sich unangemeldet nähern konnte. Auch Pferde gab es, aber man ließ sie nicht auf die Weide, sondern behielt sie beim Hause, und ihre Beine waren mit Strohseilen gefesselt, denn draußen schlichen Diebe von anderen Dörfern herum und hatten es auf die kostbaren Tiere abgesehen. Ausgetretene, sich überall hinschlingelnde Wege führten an jeglichem Gehöfte vorbei, die Wasserläufe waren mit Bäumen überbrückt, und die Hügel hatte man einge-

schneiden, so daß sie nicht erst überstiegen werden mußten. Tiefe und sumpfige Stellen waren zugeschüttet, von besonders nassem Strecken führten Gräben abwärts, und so konnte die Feuchtigkeit keinen Schaden anrichten.

Quellen, die süßes Wasser spendeten, waren mit Steinen eingefast, und jeder hatte das Recht, daraus zu schöpfen. Man ramnte auf den Grundstücken außerdem Pfähle ein, bis sie eine Wasserader trafen, und wenn dann die Bohrer zurückgezogen wurden, strömte das flüssige Gut nach und wurde, damit es keine Überschwemmung verursachte und die anderen nicht belästigte, in schmale Kanäle geleitet, die in die Schilfwiese mündeten.

Mitten im Dorf, auf einer hochgelegenen Freiheit, waren im großen Kreise Weiden gepflanzt, dicht an dicht, so daß niemand zwischen ihnen hindurch konnte. Ihre Zweige bildeten ein unentwirrbares Geflecht, sie wurden aber niedrig gehalten, und man sah das hohe Dach des Königsfaales darüber hinaustragen. Steine belasteten es, so daß ihm der Sturm nichts anzuhaben vermochte.

Nordwärts aber, gegen das hohe Ufer zu, stand der aus Granit gefügte Tempel, ein klobiger, düsterer Bau mit einem Tor aus zusammengebundenem Jungholz. Oben befand sich die Warte für den Wächter, der die See zu überspähen hatte. Auch diente sie als Leuchtturm, wenn die Krieger des Dorfes auf großen Flößen einen Zug nach den Inseln unternommen hatten und heimkehrten.

Es war ein Mittjahrsnachmittag von warmgoldener Pracht.

Überall wurde gearbeitet, ein jeglicher schaffte nach seiner Hantierung, denn König Speckfretters Untertanen waren fleißige Leute, die ihr Dorf zu Ehren brachten, daß es weit herum in der Runde als ein Mustergemeinwesen galt, und die Männer anderer Gauen kauften sich gern ein Mädchen von hier zur Frau, denn da wußten sie, daß sie ein gesundes, lebensfrohes Weib erhielten, das auch tüchtige Kinder kriegte.

Natürlich gab es Familien, bei denen nicht alles gut bestellt war, und HERTHASTOCHTER, die auf ihrem Mundgange ehrefurchtsvoll begrüßt wurde, nahm sich die junge Bär-

frau ganz gehörig vor. Wie schrecklich sah es bei der in der Hütte aus!

BÄR, der Mann, saß draußen und schnitt Sandalen, er war ein geschickter Schuster, obgleich er jeden vierten, fünften Tag trank. Man mochte ihn trotz dieses Lasters wohl leiden, denn er fing selbst im Zustande der Unbewußtheit keinen Streit an. Vorsorglich vergrub er die Art, ehe er sich dem Meth hingab; sie sollte ihm lieber gar nicht erst vor Augen kommen.

In der Nüchternheit holte er dann nach, was er während der Rauschzeit versäumt hatte, und man mußte es ihm lassen: er nahm schmeidig geschabtes Kernleder für die Fußbekleidung, und die Riemen, die er an die Sohlen nähte, saßen wie angewachsen.

Über sein Weib! Es war nicht mit anzusehen! Daß sie sich stundenlang nackigt auf dem Winsenlager herumwälzte und auch, wenn sie ausging, kaum eine Schürze vorband, mochte noch mit der Hitze des Sommers entschuldigt werden. Sie hätte aber doch etwas auf Sauberkeit halten müssen. Sie war zu faul, um die Fisch-eingeweide ins Freie zu werfen, und so herrschte in der Hütte ein Gestank, daß HERTHASTOCHTER fast ohnmächtig wurde. Und als sie der BÄRFRAU dann drohte, die Göttin werde sie strafen, da fing das junge und hübsche Wesen, dem das Haar struppig um die Schulter hing, zu heulen an und behauptete, sie könne es hierzulande nicht aushalten, sie sei verschleppt worden aus einer Gegend, wo Berge aufragten, wo man einen freien Überblick über weite Täler habe; hier müsse sie ersticken, und sie ertrüge auch die Nahrung dieses Landes nicht.

„Du sollst nur alles so zurichten, wie es sich gehört, dann bekommst dir unsere Nahrung schon,“ sagte die Priesterin, „und wenn du weit herumsehen willst, so kannst du doch nur aufs hohe Ufer gehen.“

„O, ich hasse euer Meer!“ schrie die BÄRFRAU. „Das ist so unheimlich. Hinter jedem Stein am Strande lauern die Teufel und winken und locken, und dann muß ich hinunter und ins Wasser hinein, und dann packen sie mich. Nein! Ich mag sie nicht sehen, diese Unruhe, dies heimtückische Glänzen, ich will wieder meine Felsen haben, die starken, unbeweglichen, an die ich mich lehnen kann und die mich stützen.“

Aber mein Mann will mich ja nicht wieder verkaufen, und er ist doch schon so alt, und ich bin doch noch so jung, und Kinder hab' ich nicht!"

So tönte die Klage, und Herthastochter hatte wohl Mitleid mit dem aus der Ferne hierher verschlagenen Geschöpf und gab der Bärfrau keine harten Worte mehr, drang aber doch darauf, daß sie den Besen nahm und den schlimmsten Schmutz auskehrte. Das Strohdach wurde gelüftet. Dann ermahnte die Priesterin den Schuster, daß er ja recht freundlich und liebevoll zu seiner Frau sein solle. Bär sah sie aus seinen kleinen Augen gutmütig an:

„Da fehlt nichts. Sie bekommt nicht mehr Haare, als nötig ist.“

Herthastochter ging weiter, sie sprach in vielen Behausungen vor, fragte, ob die Kinder gesund seien, gab gute Ratschläge gegen dieses oder jenes Übel, kümmerte sich selbst um die Sklaven und Sklavinnen und bat die Herren, die armen Menschen einigermassen menschenwürdig zu behandeln.

Dort wurde ein Trupp Gefangener eingebracht. Den Männern waren die Ellenbogen scharf nach hinten gebunden, sie schauten stumpf auf die Erde, ihr Los kannten sie ja, sie hatten es selber so vielen bereitet, wie es sie jetzt traf.

Sie waren verwundet, denn ohne Kampf hatten sie wahrlich nicht das Joch der Knechtschaft auf sich genommen.

Die Priesterin trat dem Zuge in den Weg und hieß ihn halten. Dann trocknete sie den Staub- und Schweißbedeckten das Blut und legte ihnen breitgeschlagene und gesalbte Binsenbänder um. Und die traurigen Männer dankten ihr. Für die Schar der jammernnden Weiber aber, die nur mit dem Notdürftigsten bekleidet hinter den männlichen Gefangenen hergetrieben wurden, ließ Herthastochter Wasser bringen, daß sie Kühlung und Läkung bekamen, und sie durften sich auf einem Hügel ausruhen und dort auch über Nacht bleiben, anstatt in die stickigen unterirdischen Höhlen geworfen zu werden. Morgen wurden sie dann von König Speckfreeter an die Dorfgenossen verschenkt oder verkauft, wie es ihm beliebte.

Da kamen zwölf Krieger aus der Burg, schwerbewaffnete, es waren die Wachen, die während der Nacht für das Rindvieh

draußen auf dem Felde sorgen sollten, daß die Wölfe nicht einfielen.

Herthastochter berührte jedem den tiefgeneigten Schopf; nun konnten ihm selber die Raubtiere nichts anhaben, und mit rauhem Gesang marschierten sie, um die andern Krieger von der Tagwache abzulösen.

Aus der Königsburg erschollen Hörnergetute und Trommellärm. Der König empfing die eben siegreich heimgekehrten Mannen, und sie schilderten ihm in einer Sprache, die hymnenhaften Rhythmus hatte, ihre Taten.

Die Priesterin zauderte am Eingange der Burg. Sie wußte, daß der König es gern hatte, wenn sie solch ein Gelage wenigstens für ein paar Stunden mit ihrer Gegenwart beehrte, aber bald schritt sie, obgleich ihr der Torhüter bereitwillig die Pforte aufstieß, doch an der Weidenplanke vorbei. Es trieb sie, nach dem kranken Jüngling zu sehen, den sie gestern besucht hatte und von dem eigentlich nicht zu hoffen war, daß er genesen. Aber da man ihr heute seinen Tod nicht gemeldet hatte, so mußte er leben, und vielleicht konnte sie ihn retten.

Steens, die Eltern des Jünglings, waren wohlhabend. Der Mann hatte eine große Pfeilfabrik; so scharfe Spitzen, wie er sie lieferte, wurden sonst nirgend gefertigt, und er beschäftigte an die zwanzig Sklaven. Ganze Binsenkörbe voll von feinen Erzeugnissen gingen ins Ausland und waren überall hoch geschätzt. Namentlich war es der Breitpfeil, dessen Herstellung Steen zur Blüte gebracht hatte: die Schneide verlief ganz gerade, bisweilen allerdings dabei auch schräge an dem durchsichtig dünnen Flint und wurde mit zähem Darmfaden am Rohrschaft befestigt.

Traf ein solches Geschöß auf die Schläfe bei Mensch oder Tier, so schlug es glatt durch den Knochen und war nicht mehr herauszureißen, zerstörte vielmehr, weil es auf und nieder wippte, das Gehirn und führte den schnellen Tod des Opfers herbei.

Ebenso begehrt waren die Widerhakenpfeile Steenscher Herkunft, und der fleißige Mann erwog gerade, ob er nicht sein Geschäft erweitern und ihm den Zweig der Messerfabrikation angliedern solle, da erkrankte sein Lieblingssohn, den ihm seine

Hauptfrau, — denn ein so reicher Herr wie Steen brauchte nicht mit einer Frau auszukommen, sondern hielt sich deren mehrere, die freilich gegenüber seiner ersten nur eine dienende Stellung einnahmen, — ja, den ihm seine Hauptfrau geschenkt hatte.

Sein Groot, der einmal alles erben sollte, siechte dahin, nachdem er vorher der beste Krieger und Streiter gewesen und vom König schon mehrfach beim Mahle durch die eigenhändige Überreichung eines Markknoschens ausgezeichnet worden war.

Jetzt lag Groot abgezehrt und hastigen Atems, mit glühender Stirn und verglastem Blick auf dem Lager vor dem Hause, und die Frauen wedelten mit Büscheln um ihn herum, um die bösen Geister zu verschrecken, aber es half alles nichts. Die Besinnung schwand dem Kranken, und er erkannte selbst seinen lieben Vater nicht, der ihm Honigwasser auf die Lippen strich.

Ach, es mußte bald vorbei sein, und für wen arbeitete Steen dann noch? Seine andern Kinder standen ihm lange nicht so nahe wie dieses. Bald war es zu Ende mit der Weiße seiner Augen, seinem einzig geliebten, schmuckten Groot!

Da kam Herthastochter um den Lannenhübel herum, den Steen zum Schutze gegen den Westwind gepflanzt hatte. Er und Groots Mutter eilten ihr mit flehend erhobenen Händen entgegen, sie zerteilte den Kreis der Weiber und trat an das Bett. Sie erkannte: hier war das Letzte nahe, aber bisweilen war die Göttin gerade in solchen Fällen doch noch geneigt, ein Wunder zu tun.

„Schweigst alle,“ befahl sie; „werft euch zur Erde.“

Dann stand sie lange vor dem Lager. Ihre zarte Gestalt schrumpfte noch mehr ein, die Arme hatte sie steif am Leibe heruntergestreckt und die Hände einwärts gebogen, so daß die Fingerspitzen einander berührten. Ihr Haupt war nach vorn gesenkt und bildete mit dem Nacken einen rechten Winkel.

So, in dieser krampfartigen Haltung, versank sie ganz in ihren Geist und wartete, ob die Göttin ihr sichtbar wurde. Dann kam es darauf an, ob die Brauen der Herrin über alle Erde und was darauf

lebte, zürnend gekraust waren oder sich im Bogen der Güte wölbten.

Danach mußte Herthastochter, wie es mit dem bestellt war, für den sie betete.

Und siehe da! Die Göttin erschien ihr, und es war auf ihrem Antlitze kein Zeichen der Ungnade zu sehen.

Da bog sich die Priesterin langsam auf die Brust des Leidenden nieder und legte die Stirn auf das Herz, das eben zu schlagen aufhören wollte. Der Sterbende geriet in Bewegung, — sie hauchte ihn an, er regte die Glieder, die Lippen zuckten, die Brust wurde von kräftigeren Atemzügen gehoben, der Schweiß brach ihm in Strömen aus, dann schlug er die Augen auf, flüsterte etwas Unverständliches und ließ die Lider wieder sinken, aber nicht nach der Art eines, der in den Tod hinübergleitet, sondern wie einer, der einen tiefen Schlaf tun will.

Die Priesterin stand auf und lächelte den Eltern zu:

„In drei Tagen ist er gesund.“

Schier aufbrüllend, mit wilder Dankbarkeit stürzte Steen zu ihr hin und umklammerte ihre Knie.

Herthastochter entwand sich ihm und schritt weiter von Haus zu Haus, von Grube zu Grube, von Gehöft zu Gehöft, von arm zu reich, von den Hohen zu den Niedrigen des Dorfes, segnete einem Krieger die neue Art und strich über seine Bogensehne, schlichtete dort Zwistigkeiten zwischen Gatten und Verwandten, brachte den Streit um eine Ecke Landes aus der Welt, indem sie selbst das Gebiet unter die Hadernden verteilte, erzog die Frauen zur Keuschheit und empfahl den Männern, schonjam gegen sie zu sein; sie streifte den Kindern das untere Augenlid herunter und bestimmte, was man ihnen zu essen geben sollte, und wenn es auch Stätten gab, wo man sie nur mürrisch aufnahm und nicht recht zu Worte kommen ließ, — im ganzen hörte man doch auf sie und versprach, ihr zu gehorchen.

P r i e s t e r i n u n d W e i b .

So erfüllte Herthastochter ihre Pflicht, und erst gegen Abend war sie mit ihrem Gange durch das Dorf zu Ende.

Das Geschabe und Geklopfe in den Werkstätten wurde stiller. Hie und da fanden sich die Männer zusammen und gröhnten

ihre Weisen, scharf drang auch wohl das Geköse eines weiblichen Streites durch die Zweige, aus der Königsburg erschollen die Brummhörnere und die dumpfen Paukenschläge, die Wachen rund um die Siedlung riefen einander an, um sich gegenseitig zu vergewissern, daß sie auf dem Posten waren, und allgemach wurde es dann ruhiger, so ruhig, daß Herthastochter das Gemurmel der Bäche und von fern das ebenmäßige Rauschen der See vernehmen konnte.

Sie war fertig mit ihrer Tagesarbeit und gelangte, nachdem sie die Wohnungen hinter sich hatte, zu der Schmauswiese, dem breiten Grüngürtel, der sich um den Tempel herum zog und dazu diente, daß an Götterfesten das Volk hier gespeist und getränkt wurde.

Die Sonne stand gerade hinter dem Hause der Erdenmutter. Massig streckten sich die Balken des Gebäudes auf ihrer Steinsetzung empor. Die Posten am Eingange kreuzten ihre Speere über dem Haupte der Priesterin, als sie in den Vorhof schritt, der mit weißem Sande bestreut war. Dann verschwand sie im Allerheiligsten, wohin ihr niemand folgen durfte.

Auf schwarzem, mit weißem Quarzgeäder durchzogenen Granit stand das Götterbildnis, die lebensgroße, rot angemalte Gestalt aus Holz, das Weib in seiner Fülle und Fruchtbarkeit darstellend.

Mächtig waren die Brüste, mütterlich stark wölbte sich der Schoß, die Schenkel hatten etwas Gewaltiges. Die Arme lagen am Leibe herab, das Antlitz war flach, hatte eine wenig vorstehende, gerade Nase und große flimmernde Augen aus weißlichem Bernstein.

Herthastochter kniete vor dem Altar hin, einem hohl ausgeschliffenen, sonst rauhen und unregelmäßigen Steinblock, aber es war ihr nicht möglich, die rechte Andacht zu finden, sie hatte zu viel Kraft ausgegeben, als daß sie die Gedanken auf Himmlisches richten konnte. So stand sie in dem Gefühl, daß die Göttin sie begriff, bald wieder auf und begab sich in die Abseite, wo die Tempelgeräte, die Opfermesser, die Blutschalen und der sorgfältig getrocknete Meißig aufbewahrt wurden. Sie überschaute mit einem Blick, daß alles in Ordnung sei, und öffnete dann die kleine Tür zu ihrem eigenen Heim.

Da wurde sie von ihrer alten Dienerin empfangen, die bereits den Rienspan angezündet hatte.

„Ist mein Liebling nun endlich da?“ rief die Alte. „Ich habe schon so lange gewartet! Das ist doch gar zu viel! Den ganzen Tag unterwegs. Aber — so! Nun komm' nur, jetzt machen wir es uns leichter.“

Und unter mütterlichen Reden befreite sie Herthastochter von der schweren dunklen Felltracht ihres Standes, rieb ihr bedauernd den Körper mit warmem Holunderwasser und bettete sie schließlich auf ein weiches Lager.

Herthastochter ließ sich diese Pflege gern gefallen und dankte ihrer Godefriu mit einem leisen, müden Lächeln.

„Aber noch nicht einschlafen“, mahnte diese. „Erst soll mein Liebling essen.“ Und sie kam mit einer Schale voll geronnener Milch, an der Herthastochter begierig schlürfte, während die Dienerin ihr das Haupt stützte; auch ein paar Eier nahm sie zu sich.

„So,“ sagte Godefriu, „nun bin ich beruhigt, nun kommt mein Liebling wieder zu sich.“

Sie wünschte ihr gute Nacht und trug die Fackel fort.

Die junge Priesterin aber schlummerte noch lange nicht ein.

Ihr Gehirn wurde von gar zu vielen Bildern durchzogen, gar zu viele Stimmen schwirrten ihr noch im Ohr, und sie sann nach, ob sie überall das Rechte getan und geraten habe.

Welche Unmenge Jank, Krankheit und Elend gab es doch in diesem einen Dorf! Und über die ganze Erdscheibe zerstreut lagen solche Siedlungen, — ja, welche ungeheure Fülle des Leides war da in Herthas Reiche zu ermessen! Und wenn sie als Priesterin auch stolz darauf sein konnte, daß sie auserlesen war, Schmerzen zu lindern und Eintracht zu stiften: was blieb schließlich von ihrer Mühe und Arbeit übrig? Morgen waren von neuem Jank und Krankheit vorhanden, gegen die sie ankämpfen mußte, ohne sie doch endgültig aus der Welt zu schaffen.

Ach, die Frauen, die sich nur um ihr eigenes Heim zu kümmern brauchten, hatten es besser als sie, die immer geben und

geben sollte und nie etwas dafür empfangen durftel

Wohl fühlte Herthastochter die Weihe ihres Berufes, aber wie sie da lag, kam ihr wieder einmal die Sehnsucht danach, ein wirkliches Weib zu sein, sich an einen starken Mann anzuschmiegen und mit ihm Freuden zu genießen, die einer Priesterin auch nur zu ahnen verboten war.

Die Gottesmutter hatte für alle ihre Geschöpfe Lust und Werden und Wachsen, Triebe und Wonnen; es war grausam, daß sie denen, die ihr am nächsten standen und ihren Ruhm verkündigten, nichts von der Schönheit des Lebens, von dem Aufgehen in der Liebesblüte verstattete.

Denn wehe der Priesterin, über die der Rausch des Blutes Macht gewann, daß sie den zur Entfugung bestimmten Leib einem Manne schenkte! Die erzürnte Göttin ruhte dann nicht, bis das Geheimnis solcher Zusammenkünfte offenbart wurde, und Rücken an Rücken gefesselt erlitt das sündige Paar den Flammen- oder nebeneinander gebunden den noch schauerlicheren Moortod.

Nein, Hertha war unerbittlich; was ihr angelobt war, das teilte sie mit niemand im Himmel und auf Erden.

Und der Göttin versprochen war das junge Menschenkind, das jetzt die Wohlthat der Tränen genoß, von früh auf.

Dorfiler fanden es als Neugeborenes am Walbesrande. Es stammte sicherlich von einer der Horden, die jeder Selbsthaftigkeit feind das Land durchzogen und alles stahlen, was sie erlangen konnten. Eine gutmütige Frau nahm das Kleine mit; es war so schwach, daß die Leute sagten, es müsse bald sterben, die Glieder zuckten, und die Augen verdrehten sich auf schreckliche Art.

Allein es blieb aller Voraussagung zum Trotz am Leben, und eines Tages wurde an ihm jenes Mal entdeckt, womit die Göttin die Mädchen bezeichnet, die sie zu Dienerinnen haben will.

Raum zwölf Jahre zählte Alfhild, wie sie von ihren Pflegeeltern genannt worden war, als sie auch noch andere, merkwürdige Beweise dafür gab, daß sie zu etwas Besonderem auserkoren sei; sie verfiel in Krämpfe, hatte Gesichte von einer ganz anderen Welt, die sie mit einer Klarheit und Deutlichkeit schilderte, daß das Volk

darüber erstaunte, und sie prophezeite die Sturmflut, die bald darauf hereinbrach.

Von da an galt sie als heilig, und es dauerte nicht lange, da befahl der Oberpriester, der seinen Sitz in einem anderen Dorfe hatte, daß man sie vor ihn bringe. Er befragte ihretwegen die Sterne und bekam die Antwort, daß Alfhild in der Tat von der Göttin begnadet und berufen war.

Daraufhin kam sie in die Schule und lernte, was sie als Priesterin wissen mußte; den Zauber des Mondes und den der Kräuter, die Sprüche, um das Blut zu stillen und den Kämpfern unüberwindlichen Mut zu verleihen. Sie lernte die Gesetze des Alls, und bald las sie ebenso gut in den Wolken wie in den Eingeweiden der Opfertiere, sie machte die ganze, unbarmherzige Zucht der Priesterschaftsanwärterin durch. Fünf Jahre währte diese strenge Lehre; sie erduldete Geißelungen und Martern, Schrecken und Hunger, hörte die furchtbaren Drohungen, die an ihr verwirklicht werden sollten, wenn sie von dem Gebote der Keuschheit abwich, wurde von dem Oberpriester auf das Schärffste beobachtet, ob sie auch erblaßte, wenn man den Schlachtsklaven vor dem Altar die Adern öffnete und Alfhild das herausspritzende Blut im geweihten Gefäße auffangen mußte. Und nachdem sie alle die Prüfungen und schweren Übungen bestanden und alle die Forderungen, die an eine Priesterin gestellt wurden, zur Befriedigung des Oberpriesters erfüllt hatte, da wurde sie als seltsam hoch begabt in das Dorf, das sie als ihre Heimat ansehen mußte und dessen Priester gestorben war, abgeordnet, um ganz für die Göttin zu leben.

Ihr ehemaliger Name verschwand, sie hieß nur noch Herthastochter.

So pries man sie im eigenen Dorf und schickte auch von fernher Boten, um sie zu holen, wenn sonst nirgend Hilfe war, und es waren unerhörte Laten, die sie aus ihrem Geiste heraus vollbrachte, aber der Ruhm und die Verehrung, die sie dafür einheimste, galten ihr nichts. Sie lag, von Godefriu liebevoll gebettet, traurig im Dunkeln, ein abgekehrtes, nach Menschen- glück, ja, sogar nach Weibesglück hungern- des Wesen.

(Wird fortgesetzt.)